

(Nachdruck verboten.)

11]

Ich bekenne.

Roman von Clara Müller-Jahne.

Als am Spätnachmittag Franz Leonhard die Kontorräume betrat, um seine Angestellten zu begrüßen, ging das Geschäftsbüro schon wieder seinen alten Gang. Der zweite Chef zeigte sich als ein sehr liebenswürdiger Mensch, wenn auch von dem sonnenhaften Wesen seines Bruders nicht viel an ihm zu verspüren war. Er verstand es, huldvoll zu lächeln, und sein Händedruck war warm und sympathisch. All diese Vorzüge aber vermochten mein Vorurteil gegen ihn nicht zu zerstören. Als er an mein Bureau trat und mir mit einem freundlichen Grußwort die Hand entgegenstreckte, ließ's mir wie ein Schauer den Rücken hinab, und ich zog die Hand so eilig zurück, als habe sie aus Versehen die glatte Haut einer Schlange berührt.

Da ging ein leichtes Lachen um die Mundwinkel des Gewaltigen, und in seinen tiefen, schwarzen Augen blitzte ein grünlicher Funke auf. „Kleines Fräulein,“ sagte er leichtsin, „Sie werden Ihre Sache gut machen. Ich weiß es. Na — und im Interesse für das Geschäft wollen wir allzeit gute Kameraden sein!“

„Ja, Herr Leonhard,“ erwiderte ich so kühl, wie es die ganze innerliche Entrüstung meiner sechzehn Jahre erlaubte, „ich werde mich ehrlich bemühen, allzeit für das Geschäft interessiert und tätig zu sein.“

Wieder das fatale, halb gutmütige, halb spöttische Lachen, das mich zur Wut reizte. Ich ballte in den Falten meines Kleides die Hand zur Faust. Als ich aufsaß, lachten mich von dem Stuhl her zwei lustige, blaue Augen an; und, an die Barriere gelehnt, unterhielten sich die beiden Chefs über die neuesten Erfindungen unseres Musterzeichners.

Am Abend schrieb ich an Lotte. Ich schilderte ihr mein erstes Zusammentreffen mit Leonhard und beschrieb ihr die Frau. Sie sollte es wissen, daß dieser Mann sie um elendes Gold verraten hatte. Um Liebe gewiß und wahrhaftig nicht! Wer Lotte gekannt hatte mit dem blühend feinen Gesichtchen, Lotte mit den wunderbaren, klugen Augen, — und diese Frau dann sah, der wußte Bescheid. Ich wollte sie trösten und ihren Stolz auflockern. Und diese Bemühungen ließen von all' den in mir tosenden Empfindungen mich die eine klar erkennen: wenn mich je ein Mann verriet, sei's um Gold, sei es um Liebe, sei's aus Feigheit, — ich würde ihm keine Träne nachweinen!

Am Sonnabend pünktlich erstattete mir Julius Leonhard die sehnstlich erwarteten fünfzig Mark zurück, so daß, als ich am Nachmittag Herrn Herrig über die kleine Kasse Rechnung legte, alles auf Heller und Pfennig stimmte. Von diesem Zeitpunkt ab trat ein kameradschaftliches Verhältnis zwischen Julius und mir in seine Rechte, das freilich oft genug erneute Attacken auf meine kleine Kasse zur Folge hatte.

Ob ich Unrecht tat, ihm zu geben? Ach, Herze, ich weiß es nicht! Vom rechtlichen Standpunkte aus gewiß. Aber ich half dem tollkühnen Jungen aus peinlichen Verlegenheiten und bewahrte ihn durch Gewährung von kleinen Summen, die ich im Notfalle jederzeit aus meinem Gehalt hätte ersetzen können, vor der Gefahr, in Wuchererhände zu fallen, vielleicht auch noch vor Schlimmerem. Vordenlos leichtsinnig war der Vengel! Der Chef half ihm wohl oft mit größeren Summen aus; gerade darum aber schämte sich der junge Mensch dieser immer wiederkehrenden kleineren Verlegenheiten dem reichen Bruder gegenüber.

Die größte Qual waren mir die Sonnabend-Abende. Der anfängliche Widerwillen in meiner Seele gegen die graue, stumpfe Masse, aus der sich keine lebendige Individualität heraus hob, verwandelte sich in ein tiefes, flutendes, egoistisches Mitleid. Denn je öfter ich dort an der Barriere stand und je öfter das Geld unter meinen Fingern in kleine Münze zerfiel, desto lebhafter fühlte ich mich dieser Herde des Elends verwandt. So gierig, wie ihr Leib nach Brot und Labung, so hungrig wurde meine Seele nach geistiger Speise, nach Wachstum und Frische, so durstig wurde mein Herz nach Gemuß. Den Becher mit dem roten Trank zwar hatte meine

Hand noch nicht berührt. Ich dürstete danach, mein Herz auszugeben, um denen zu helfen, die zu trösten, die meine Schwestern und Brüder waren und im Elend weinten, — ich dürstete nach etwas Ungekanntem, sehr Hohem und sehr Schönerem, von dem ich keine Vorstellung hatte. Und ich begann, die Fesseln, die meine Seele einschnürten, und die diesen Kontobücher, die meine Gedankenwelt ersticken wollten, aus glühendem Herzen zu hassen. Wenn ich abends nach Hause kam, war ich so müde, daß ich kein Buch, keine Zeitschrift mehr anrühren mochte. Auch die Vergnügungen meiner Kameraden lockten mich nicht. Schon aus finanziellen Gründen hätte ich sie mir verweigern müssen. So legte sich allmählich ein dumpfer Bann auf mein Haupt, und nur die lechzende Sehnsucht nach Freiheit war es, die mich lebendig erhielt.

Aus jener Zeit kein Lied — —

Und die Tage gingen, die Tage kamen.

Als die Junisonne in den blühenden Tiergarten hinab-lachte und auf dem grauen Hofe vor meinem Kontorfenster der Sommerwind den Staub in Wirbeln trieb, da war mir's oft zu Mute, als müsse ein schweres Fieber über mich kommen, um mein Blut, das so träge und blaß durch meine Adern schlich, zu frischem Leben zu erwecken. Und eine wahre Gier nach diesem Fieber packte mich.

Und die Nächte so heiß, so heiß! Im Bett konnte ich's nicht aushalten, die Federdecke erstickte mich. Dann sprang ich hinaus und legte mich ins Fenster, das ich zum Entgehen meiner Stubengenossinnen stets öffnete, sobald sie eingeschlafen waren. Es waren zwei fremde Mädels, Du, Anna Nicolai war glänzend durchs Examen gefallen und Mary Deike war in einem Tapissiergeschäft in Stellung, wo sie gleichzeitig Pension hatte. Um die neuen Genossinnen kümmerte ich mich wenig. Tagsüber sahen wir uns nicht, und des Nachts schliefen sie. —

Und ich lag im Fenster und sah in den Mond. Ueber meinem Haupte wölbte sich der helle Himmel, der Himmel, der nicht dunkel wird in der Juninacht. Die Sterne waren wie kleine, flimmernde Punkte nur, sie strahlten nicht, — und tief unten im Westen lag ein rotgoldener Schimmer, ein Schimmer vom ewigen Tag.

Die hellen Nächte!

Auch sie haben mir keine Kühlung gegeben.

Heiß, heiß, heiß schrie mein Blut.

Dazu kam, daß Franz Leonhards Freundlichkeit beängstigend wurde. Sie ging so weit, daß er, der mich scharf beobachtet haben mußte, eines Sonnabend abends, ehe die Lohnauszahlung begann, dicht an mein Pult herantrat und mir einige Goldstücke hinschob mit der kurzen Bemerkung: „Es sind viele bedürftige Frauen unter meinen Arbeiterinnen, Fräulein Wilma. Ich lege die Hälfte in Ihre Hand.“

Ein Schwindel drohte mich zu packen. Fest krampfhaft meine Finger sich um das blinkende Gold. Ehe aber meine Blicke wieder klar wurden, hatte Franz Leonhard die Kontortüre schon hinter sich geschlossen.

Dieser Sonnabend abend, Lieblich! Die Männer lohnte ich ab wie immer. Ich hatte das Recht nicht empfangen, auch ihnen mitzuteilen. Roglin war längst entlassen wegen unheilbarer Trunksucht. Was aus ihm geworden, in welchem Winkel er verkommen ist, davon habe ich nie gehört. Aber den Frauen durfte ich geben. Jenes arme Weib, dessen noterprezte Bitte mir einst Herrn Herrigs erste Müge zugezogen, trat nach ihrem Wochenbett zum ersten Male wieder an die Barriere. Sie tat den Mund mir gegenüber nicht mehr auf, aber das blasse, hohlhängige Gesicht, der zusammengefallene Körper redeten eine sehr deutliche Sprache, — und ich schob ihr, unter den Talerstücken verborgen, eine blinkende Doppelkrone zu.

Zitternd strichen ihre schmalen Finger über das Geld. Plötzlich öffneten sich ihre Augen weit, wurden glänzend und starr.

Ich beobachtete sie gespannt und sah deutlich, wie ein Würgen in ihre Kehle kam, und während der Dauer eines Augenblickes eine stumme, furchtbare Qual in ihren Gesichtszügen sich ausbräute. Dann ging ein Auck durch ihren Körper, sie schob das Goldstück zurück und sagte mit tonloser Stimme:

„Sie haben sich verzählt, Fräulein.“

Ich wollte rasch erwidern; da aber sah ich, wie andere Gesichter sich mit dem Ausdruck von Neugier, Habsucht und Schadenfreude über die Schultern der Ärmsten beugten, und

mit Ward eine plötzliche Erkenntnis. Ich nickte der Frau Hoffmann ruhig zu und nahm das Goldstück wie selbstverständlich zurück. Dann aber beugte ich mich vor, um rasch und leise nach ihrer Wohnung zu fragen.

Berwundert gab sie die geforderte Auskunft. Das war dieselbe Straße, in der ich einst, an einem wetterschwülen Oktoberabend, mit Veronika Märtens gefahren war.

Jetzt wußte ich, daß ich hier am Lohnungstage nicht gehen durfte. Ich hatte gelernt.

Und als ich abends heim kam, hielt eine seltsame Scheu mich zurück, der Oberin von der großen Güte meines Chefs zu erzählen. Ich war voll stiller Freude, und doch lähmte fast eine uneingestandene Angst mir die Schritte.

Auf meinem Tische fand ich eine Verlobungsanzeige. Meine Freundin Marie hatte den jungen Bikar, der während ihres Vaters schwerer Krankheit die Pfarre verwaltete, zum Lebensgefährten erwählt. Eine gedruckte Anzeige. Sie hatte sich also auch getröstet, so gut — vielleicht noch besser — als ich.

Am Sonntag vormittag suchte ich Frau Hoffmann auf. Da setzte ich zum erstenmal den Fuß in die jedes freundlichen Schmuckes baren, in die grauen, verwohnten, zerfallenen, himmelshohen Arbeiterkasernen im Nordosten von Berlin.

Das Haus erschien selbst in dem grellen Zulußenlichte dieses Vormittags, mir seltsam bekannt. Und ich hatte es doch erst ein einziges Mal im Leben gesehen: in herbstlichem Dämmerlicht und blendendem Blickeschein. Ich ging durch den engen, hohen Korridor des Vorderhauses, über den ersten Hof und wiederum durch schmutzige, graue Flure, in denen blasse Kinder lärmten. Ein verkrüppelter, etwa zehnjähriger Junge schien der Anführer der Bande zu sein. Im Vorübergehen streifte ich ihn mit dem Kleide, und unsere Blicke trafen sich, wobei eine seltsame Ähnlichkeit mit irgend jemandem, den ich kannte, aber nicht zu nennen wußte, mir in die Augen sprang. Doch ich hatte keine Zeit, um tiefer darüber nachzudenken zu können. Abermals mußte ich über einen Hof, und dann ging es linker Hand vier enge, ausgetretene Stiegen empor, die mich hoch und höher führten, bis fast in den Himmel hinauf.

Drei Türen dort oben! Verlegen stand ich im Dämmerdunkel des Vorraumes; Visitenkarten kennt man in diesen Regionen nicht. Lange Zeit war ich unschlüssig, an welcher Tür ich Einlaß begehren sollte, bis mich ein lautes Sprechen hinter der mittleren aufmerksam machte.

Eine Männerstimme! Nicht doch — die Frau wohnte ja allein. Aber sie hatte soeben ein schweres Wochenbett überstanden, und vielleicht war der Arzt bei ihr oder irgend ein guter Nachbar. Das leise Weinen eines kleinen Kindes bestärkte mich in der Vermutung, daß dies die rechte Pforte sei. Ich klopfte also, trotz eines beklemmenden Gefühls, etwas zaghaft an die mittlere Tür.

Sie wurde von innen geöffnet — ohne Herein. Die Gesuchte stand auf der Schwelle. Ein schwaches Rot, das sie merkwürdig verschönte, ging über ihr Gesicht. „O Zott — dat Frailein aus die Fabrik!“

Hinter ihr stand ein Mann. Einer der Männer, die ich so oft gesehen. In grauer Jacke, mit fahlem Gesicht, mit tiefgefurchten Bügen und glattrasiertem Kopf. Der trat mit brüskten Schritten vor mich hin und starrte mir dreist ins Gesicht.

„Aus wo'ne Fabrike? Aus Deiner?“ —

„Sei stille doch, Frize.“ Schüchtern kam es von des Weibes Lippen. Dann wandte sie sich entschuldigend an mich. Ihr Mann sei soeben „zurückgekommen“. Und habe geschimpft, weil sie schon wieder in die Fabrike gegangen sei und das Kleine so allein gelassen habe, wo ihnen „doch man vor knapp 'nem Vierteljahr det Aelteste druffejanen wäre —“

O Du Liebling, Du! Ich befand mich in einer tödlichen Verlegenheit. War gekommen in einer glückseligen Mission, in der ich mich fast ein helfender Engel gedünkt, und stand nun da wie ein gescholtener Schulbub. Der Mann dort, der soeben aus dem Gefängnis entlassen worden war, genierte mich unglaublich, und vor der Frau schämte ich mich. Das Gold brannte mir in der Hand. Meiner Blicke übersflogen hilflos den unwohnlichen, fast kahlen Raum. Ein großer, weißgeschuener Tisch. Zwei wacklige Stühle, zwischen den mit vielfach gestopften Gardinen verhängten Fenstern eine alte Kommode, auf der zwei Sträuße verblichener Papiertrosen ein erinnerungschmerzliches Dasein führten, — und da — aber da —!

Unaufgefordert trat ich in die Stube, ging direkt auf den

Waschkorb zu, der wie ein Rettungshafen in Sicht kam, und beugte mich tief über den blau karierten Kissenbezug zu dem weinenden, kleinen Wesen darin hinab.

„Ist's ein Junge, Frau Hoffmann?“

„Ja, Fräuleinchen. Wie unser Erster. Und nu brauchst er doch ooch nicht mehr zu schimpfen. Er hat ja wieder eenen!“ Ein tränenschwerer Blick traf mit scheuem Vorwurf den Mann, der noch immer brummend an den Tisch gelehnt stand.

Ich strich vor lauter Verlegenheit das karierte Kissen in dem Waschkorb glatt. „Ja . . . und, Frau Hoffmann, wissen Sie: wenn Sie sich noch schwach fühlen und Ihr Mann schilt, dann sollten Sie in dieser Woche noch nicht zur Arbeit kommen. Herr Leonhard hat mich beauftragt, Ihnen — —“

Weiter kam ich nicht. Ich hatte das Geld auf das Kinderbettchen gelegt und sah mich nun hilflos um, wie ich am besten wieder hinauskäme.

Diesmal schob die Frau das Goldstück nicht zurück. Sie deckte vielmehr hastig die Hand darüber, als ob sie es den Blicken des Mannes entziehen wollte, und flüsterte zurück: „Sie haben sich also nich verzählt jehabt, Fräuleinchen! Ich dank Ihnen ooch schön. Aber zu mir is Herr Leonhard nich so gut, so muß er et woll zu jemand anders sind. Sehen Se sich vor, Fräuleinchen.“

Da war es ausgesprochen, was mir so schwer auf dem Herzen gelegen, und wofür ich die Worte nicht gefunden hatte. Ich drückte der Frau die harte Hand und ging an dem Manne, der aus meinem Besuch offenbar noch nicht klug werden konnte, mit kurzem Gruß vorbei. Um keinen Preis der Welt hätte ich an den entlassenen Sträfling ein Wort gerichtet.

Draußen atmete ich tief auf. Dieser erste Wohltätigkeitsbesuch war so ganz anders verlaufen, als ich in meiner kindlichen Einbildungskraft ihn mir ausgemalt hatte. Und ein bitterer Geschmack war zurückgeblieben. Ich lief durch den dunklen Flur, wie von unsichtbaren Mächten gejagt. Auf der Schwelle sah der kleine Krüppel und spielte mit einer schwarz und weiß gefleckten Kaze, der er zur Kurzweil Holzstückchen an den Schwanz zu binden versuchte.

Ich blieb stehen, indem ich halb gedankenlos dem Treiben des Knaben zusah. Das Käzchen, dem das Spiel unbequem zu werden schien, bediente sich der ihm von der Mutter verliehenen Waffe und zeichnete dem Jungen eine lange, blutige Spur auf die Hand.

„Das war Dir recht,“ sagte ich unwillkürlich laut.

Der Knabe, der schon die Hand zum Schläge erhoben hatte, sah überrascht empor, und zum zweiten Male blickte ich in ein großes, dunkles Augenpaar, das ich gut kannte.

Veronika Märtens!

Mit der einen Hand griff ich nach der Klinke der Haustür, während ich die andere auf die Brust presste. Ein Tiefgewurzeltes in mir wollte ins Wanken geraten.

(Fortsetzung folgt.)

Ibsens Briefe.

In der großen Ibsenausgabe des Fischer'schen Verlages ist die mit Spannung erwartete Sammlung der Ibsenschen Korrespondenz erschienen. Die Hoffnung, daß die Briefe in den verschlossenen rätselvollen Sinn des großen Dichters einen tieferen Einblick gestatten, den inneren Zusammenhang seines Denkens und Schaffens mit einem neuen Licht erhellen würden, hat sich indessen nur in bescheidenem Umfang erfüllt. Die meisten der 298 Briefe sind abgedruckte Geschäfts-, Höflichkeits- und Dankschreiben, oder enthalten Bitten um Gefälligkeiten. Denn Ibsen, der gelegentlich „Freunde“ skeptisch einen „kostspieligen Luxus“ nennt, verstand es, die seinen nachdrücklich für sich in Verwendung zu sehen. Er erscheint hier überhaupt mehr als der empfangende als der gebende Teil. Mit drohlicher Regelmäßigkeit muß er sich immer wieder ob der Saumseligkeit im Schreiben entschuldigen. Völlig versenkt in die Betrachtung und Ausgestaltung seiner dramatischen Probleme, empfindet er jede Aufforderung zu einem Briefe als lästige Ablenkung. Erst nach Wochen, Monaten und auch dann mit deutlich anzumerkender Ueberwindung greift er zur Feder. Stößt er auf interessante Gedanken, so eilt er meist im Sprunge, ungeduldig, nur rasch ans Ende zu kommen, drüber hin und verträufelt auf ein mündliches Gespräch beim Wiedersehen.

Die psychologisch weitaus aufschlußreichsten Briefe sind die an Georg Brandes, aus denen aber die markantesten Stellen in Brandes' feinsinnigem Ibsen-Aufsatz bereits derwertet waren, demnächst die leider spärlichen Briefe an Björnson. Diese beiden, der freigeistige, nüchtern wägende Kopenhagener Kritiker, der berühmte Repräsentant internationaler europäischer Bildung im skandinavischen Geistesleben, und Björnson, der von unerschöpflichem Kraftgefühl getragene Enthusiast, der optimistische Glaubens- und Willensmensch,

Haben von allen Zeitgenossen anscheinend den stärksten, nachhaltigsten Eindruck auf Ibsen gemacht. Jenen nennt er den Befreier, der ihm wie dem gesamten nordischen Geistesleben ganz neue Ausblicke eröffnet habe; in diesem bewundert und liebt er die tatenfreudige Lebensbejahung, die Großzügigkeit einer „wahrhaft königlichen Seele“. Das „ganz Große, das, was unbedingt das Größte für mich und die ganze Richtung meines Lebens gewesen,“ schreibt er im Jahre 1865 an den norwegischen Freund, „war, Dir begegnet zu sein und Dich wirklich gefunden zu haben.“ Und nach einer langen Periode der Entfremdung, am Lebensabend, wachst das Gefühl einer beinahe ehrfürchtigen Liebe in ihm wiederum auf. Welche Huldigung an den Charakter des Freundes, wenn der alte Ibsen das Leben Björnsons dessen „beste Dichtung“ nennt. Die Lücke der Sammlung, daß sie nur Ibsens Briefe, nicht die an ihn gerichteten, mitteilt, empfindet man nirgends so wie in diesem Teile der Korrespondenz. Viele offenbar höchst charakteristische Wendungen würden, wenn man die Gegenäußerungen Brandes und Björnsons kenne, eine schärfere Bestimmtheit gewonnen haben.

Sehr dankenswert wird die Rosafalt der über vier Jahrzehnte verstreuten Briefstücke durch eine kurze biographische Einleitung ergänzt, die, insbesondere über die christianiäer Verbindungen Ibsens, sein Verhältnis zu Björnson und zu den politischen Parteiverhältnissen Norwegens Interessantes bringt. In seiner Jugend war Ibsen auch politisch radikal. Als der arme Apothekerlehrling i. J. 1850 nach Christiania kam, um sich auf das Universitätsstudium vorzubereiten, wurde er durch einen Freund mit der von Marcus Thraane geleiteten Arbeiterbewegung bekannt gemacht. Er nahm an den Versammlungen und Demonstrationen teil und schrieb Artikel für Thraanes Blatt. Die Verhaftung der Führer und Ibsens Abreise nach Bergen, wo er eine Dramaturgenstellung am Theater erhalten, lösten die Beziehungen. Die Arbeiterfrage, der Gedanke einer demokratisch-sozialen Politik schwindet nun, scheint es, auf Jahrzehnte aus Ibsens Gesichtskreis. — Schwer hatte er um das tägliche Leben zu kämpfen; die dramatischen Dichtungen seiner ersten Periode brachten so gut wie nichts und der Dramaturgenlohn, den er in Bergen und später in der Zeit von 1857—64 in Christiania von hauptstädtischen Bühnen bezog, reichte, zumal nach seiner Verheiratung, zum Unterhalt nicht hin. Ohne den materiellen Beistand der Freunde in Christiania wäre er der äußersten Not verfallen, hätte er, als die Regierung ihm ein kleines Stipendium für die Reise nach Rom auswarf, die Heimat nicht verlassen können. In jenen Jahren knüpfte sich der enge Bund mit Björnson, der, damals schon auf den Höhen des Ruhmes, anfeuernd, helfend, wo er immer konnte, dem Ringenden, an dessen Genius er glaubte, zur Seite trat. An ihm hat Ibsen seine schwankende Zuversicht oftmals ausgerichtet.

Ibsen weilte schon im Auslande, ehe die politische Bewegung in Norwegen eine schärfere Zuspitzung erhielt. Björnson wurde ein Führer der die nationale Selbständigkeit des Landes und eine Demokratisierung des Regierungssystems anstrebenden Volkspartei, während die sog. „Holländer“, ein freier Literaten- und Gelehrtenverein, dem Ibsen in Christiania angehörte, größtenteils ins konservative Lager abgewandert und gegenüber der Unabhängigkeits-Propaganda den Standinabismus eine Politik möglichst engen Zusammenschlusses Norwegens, Schwedens und Dänemarks, vertraten. Es ist aus den Briefen nicht klar, was für Ibsens Stellungnahme das letztlich Entscheidende war: die Antipathie gegen alles spezifisch Norwegische, insbesondere das bigotte Norweger Chauvinismus, oder eine ganz allgemeine antidemokratische Aesthetenstimmung oder der Zauber, den der standinabische Reichsgebäude auf ihn ausübte? Jedenfalls hat er mit seinen Wünschen lange auf der Seite der „Rechten“ gestanden. Bei der Bewerbung um ein jährliches Dichtergehalt, das das norwegische Parlament fast einstimmig bewilligte, erbat er in einem seltsamen Schreiben die Befürwortung des Königs. Er wende sich an ihn, heißt es da, nicht um ein sorgenfreies Auskommen zu erhalten, sondern weil er der Unterstützung für sein Lebenswerk „das Volk zu wecken und es zu lehren, groß zu denken“, bedürftig sei: „und er wisse, daß er mit dieser Kennzeichnung des eigenen Strebens sich selbst als einen Streiter unter seiner Majestät geistigem Banner bezeichnet habe.“ Die Annahme eines Ordens verteidigt er mit dem Argument, er sei in einer Monarchie geboren und sein Freund der Republik, ebensowenig ein Asket, der sich gut gemeinten Ehrungen — und was ist ein Orden anders? — zu entziehen denke. In seinem Beer-Gymt witterte man zu Hause verhäulte Spitzen gegen die norwegische Unabhängigkeitspartei, und der „Bund der Jugend“ wurde als offene Verhöhnung der Vinten aufgefaßt. Als bald darauf Björnson die Dänen aufforderte, den Revanchegegenden und die Hoffnung auf eine Wiedererobderung Schleswigs fahren zu lassen, griff Ibsen ihn als „Wetterhahn“ und als Verräter an dem standinabischen Ideale in grimmigen Versen an. Einer der Ibsenbriefe aus d. J. 1872 liegt sich geradezu, als hätte ein konservativer Scharfmacher ihn geschrieben. Nur die „ganz unverantwortliche Freigebigkeit und Kompromißerei fast aller derer, die dazu berufen sein sollten und mußten, die Grundlage unserer Gesellschaft zu schützen“, habe die Erfolge der Opposition ermöglicht; „königliche Ratgeber, die Zinnbed und Björnson auf freien Fuß herumlaufen ließen, qualifizierten sich dazu, selbst ins Loch gesteckt zu werden.“

In dieser Periode hat Ibsen — das zeigen zahlreiche Äußerungen in seiner Korrespondenz mit dem Liberalen Brandes — überhaupt jedes Augenmaß für politische Dinge und deren Bedeutung für das gesamte kulturelle Leben verloren. Sein nach

innen gelehrter auf das Aesthetische und subjektiv Moralische gerichteter Individualismus treibt ihn in einem Wirrwarr wunderlicher, bald anarchisch, bald reaktionär schimmernder Paradoxen hinein. Er träumt von einer „Revolutionierung des Menschengeschlechtes“, die einst den Staat beseitigen werde; und scheint damit vor Brandes seine Gleichgültigkeit gegenüber allen Kämpfen, die sich nur um die Rechtsordnung im Staate, um die staatsbürgerliche Existenz der Individuen drehen, rechtfertigen zu wollen. Der Heroismus, den die Italiener im Kampfe um nationale Einigung beweisen, reißt ihn zu Worten der Bewunderung hin, aber dann, sobald die neuen Zustände sich konsolidieren, schlägt die Stimmung sofort um in spöttische Literaten-Ironie: „So hat man denn also jetzt Rom um ins Menschen fortgenommen und es den Politikern überantwortet. Wo sollen wir nun hin? Rom war die einzige friedliche Stätte, die die wahre Freiheit genoh, die Freiheit von der politischen Freiheitstirannei!“ Daß der „Staat der Kluch des Individualismus sei“, demonstriert er u. a. an „dem Volk der Juden, dem Adel des Menschengeschlechtes.“ Woburch hat sich „dieses Volk in Absonderung, in Poesie erhalten, trotz aller Noheit von außen? Dadurch, daß es sich nicht mit einem Staat herum zu schleppen brauchte!“ Wonach also, da die Juden als zersprengte Elemente doch auch in Staaten leben, ihre Jahrhunderte lange Rechtslosigkeit, ihr Ausschluss von politischer Betätigung in diesen Staaten Grund der von Ibsen ihnen nachgerühmten Vorzüge sein müßte! In seinem Hass gegen die „Liberalisten, die ärgsten Feinde der Freiheit“, kommt es ihm gelegentlich auch nicht darauf an, den Absolutismus zu rühmen: „Unter ihm geüben Geistesfreiheit und Gedankenfreiheit am besten, das hat sich in Frankreich, später in Deutschland und jetzt in Rußland gezeigt!“ Die Tatsache, daß ein absolutistisches Regiment, wie die Geschichte beweist, einen hohen Aufschwung in der Literatur und Philosophie einer Nation nicht ausschließt, gilt ihm als Zeichen, daß die unfreieste Staatsverfassung die Geistes- und Gedankenfreiheit am besten fördere! Weiter läßt sich die Sophistik nicht gut treiben.

Leider findet sich in den späteren Briefen nirgends eine kritisch-prinzipielle Auseinandersetzung mit solchen Stimmungen und Ideen. Nachlässe findet man auch später. Die argwöhnische Abneigung gegen alles Parteiwesen, die sich höchst charakteristisch und mit reichlichen Sophismen verfehlt noch in einem Briefe aus dem Jahre 1889 ausspricht, erinnert lebhaft an jene Vorstellungenkreise, an die leeren Gedankenspiele, die ihn das Wesen des staatlichen Lebens so gründlich hatten verkommen lassen. Aber im ganzen verschiebt sich seine Stellungnahme wesentlich. Seine früheren kritischen Gesellschaftsdramen pakteten zu romantisch konservativen Liebhabereien herzlich schlecht. Die Entrüstung der Presse und der Leute von der Rechten in Norwegen und das mühe Eintreten Björnsons für die verfehmten Stüde hat stark auf ihn, wohl auch auf seine politischen Ansichten gewirkt. Die beiden einstigen Freunde näherten sich wieder. Ein in der Mitte der achtziger Jahre an Björnson gerichteter Brief zeigt deutlich den Umschlag. Ibsen warnt, man möge die Hemmungen, mit denen die Opposition insbesondere bei dem Einfluß der Bauern zu ringen haben werde, nicht unterschätzen, aber er bekennt sich darum doch rückhaltlos zu einer entschlossenen freiheitlichen Politik: „Ginge es nach mir, so müßten bei uns alle die Unprivilegierten sich zusammenschließen und eine starke resolute Partei von Draufgängern gründen, deren Programm ausschließlich auf praktische und produktivere Reformen, auf eine sehr ausgebehrte Erweiterung des Stimmrechts, eine Regulierung der Stellung der Frau, die Befreiung des Volksunterrichts von allerhand mittelalterlichem Kram gerichtet wäre usw. Und noch entschiedener sprach er bald darauf in einer Rede zu Drontheimer Arbeitern sich aus: Die in Europa sich vorbereitende soziale Umgestaltung, durch die die Stellung des Arbeiters und der Frau in der Gesellschaft geändert werden soll, ist es, „auf die ich hoffe und harre, für sie will ich wirken und werde ich wirken mein Leben lang nach besten Kräften.“ Von ihnen, den Arbeitern und Frauen, „die unter dem Druck einer Partei noch nicht unerheblichen Schaden erlitten haben“ (!) erwartet er, daß sie einen neuen „Adel des Charakters, des Willens und der Gesinnung in das Staatsleben, in Volksvertretung und Presse bringen würden. Die Rede schließt mit einem Hoch auf den Arbeiterstand und seine Zukunft.“

Unmöglich konnte die moderne, mächtig anschwellende sozialistische Bewegung an einem auf das Große gerichteten Geiste wie dem Ibsens spurlos vorübergehen. Neben jener Ansprache bezeugt das ein Brief vom Jahre 1890, der die Angaben eines englischen Interviewers, freilich in sehr diplomatisch reserviertem Tone, berichtigt. Ibsen hebt hervor, daß er, wenn nicht mit den sozialistischen „Systemen“, so doch „mit den verschiedenen Seiten dieser Frage“ sich eingehend nach besten Kräften beschäftigt habe; wenn der Zeitungs-Korrespondent ihn sagen lasse, daß er nicht zur sozialdemokratischen Partei gehöre, so wäre es Pflicht gewesen, hinzu zufügen, daß er ebensowenig zu einer anderen Partei gehöre; er habe eben das Bedürfnis, ganz unabhängig zu arbeiten und seinem eigenen Kurs zu folgen. In seiner eigentlichen Lebensarbeit, „Die Charaktere und Schicksale von Menschen zu schildern“, sei er ohne alle Absicht, zu seiner Ueberraschung und Genugthuung, in gewissen Punkten doch zu demselben Resultat gekommen wie die sozialistischen Moralphilosophen durch wissenschaftliche Forschung. So vorsichtig die Worte gewählt sind, schimmert das sympathische Interesse Ibsens doch unverkennbar hervor. Indessen, was dann weiter v

allem psychologisch bedeutsam wäre, ob und wie er sich im Denken mit dem Komplex der neuen Auffassungen abgefunden, was er bewußt in sich aufnahm, was er als ein ihm Fremdes ausschied, über diesen inneren Prozeß verraten seine Äußerungen so gut wie nichts. Vielleicht daß ihm trotz seines in den Dramen so scharf hervortretenden grüblerischen Hanges dennoch ein methodisch klares Abrechnen mit sich und seinen Eindrücken überhaupt fern lag. Manches spricht dafür, die Lust am Paradoxen wäre sonst schwerlich in dem Maße, wie es jene Briefe des Vierzigjährigen an Brandes zeigen, stark geworden.

Von der Hauptsache: von Ibsens Dichtung, ist in den Briefen ziemlich selten die Rede. Alles was er geschrieben, sagte er einmal, sei das Resultat von etwas Durchlebtem, wenn auch nicht Erlebtem. Doch was das innerlich Durchlebte war, wie die Dramen mit seiner Gedankenwelt und deren Entwicklung zusammenhängen, darüber schweigt er fast vollständig. Von der „Wildente“ heißt es beispielsweise, „sie nimmt gewissermaßen einen Platz für sich ein, das Verfahren weicht in mancher Hinsicht von meiner früheren Methode ab . . . Die Kritiker werden Verschiedenes zum Streiten, Verschiedenes zum Auslegen finden . . .“

Aber er selbst gibt keinen Hinweis, was in seinem Sinn, auf Grund des von ihm selbst Durchlebten die skeptisch ironische Behandlung des Wahrscheinlichkeitsgesetzes hier bedeute. Ganz ähnlich geht er in den paar Worten über die „Gespensier“ um das Wichtigste herum. Und wo er — in den Auslassungen über „Brand“ — seine letzten „Intentionen“ auszusprechen sucht, da wirkt die Deutung wenig überzeugend, verwirrt, anstatt zu klären. Man versteht nicht, wie Ibsen das religiöse Moment in seinem Helden als un-wesentlich bezeichnen, wie er behaupten kann, die Forderung „Alles oder Nichts“ gelte in jeder Beziehung des Lebens, in der Liebe, in der Kunst usw.

Nur wenn ein Zweck als absoluter, als einer, nach dem der menschliche Wille jederzeit sich ganz und unbedingt zu richten habe, von dem Bewußtsein vorge stellt wird, kann jene Lösung ja Verbindlichkeit besitzen. Mit anderen Worten, sie setzt eine Art religiöser Stimmung, die den Sittlichkeitsgedanken ins Ueberirdische erhöht, ihn zu dem „einen, was not tut“ verklärt, in dem Sinne etwa, in welchem Jesus sagte, niemand kann zweien Herren, Gott und dem Mammon, dienen, voraus. Hierauf bezieht sich Brandes „Entweder — Oder“, die harte, ewig wiederholte Opferpredigt. Das alles wäre sinnlos, wenn man das „Religiöse“ wegdreht. Aus dem grandiosen Schwärmer würde ein kurioser wurzelloser Narr.

Seltzam berührt es, daß Ibsen, der dies düster gewaltige Drama christlicher Askese unter dem heiteren Himmel Italiens geschrieben, so fest davon überzeugt ist, daß die äußere Umgebung, Klima und Landschaft, in hohem Maße Art und Charakter seines Dichtens mitbestimme. Zweieinhalb Jahrzehnte, die Periode seiner reichsten Produktivität, hat er im Auslande, in Rom, in Dresden und München, verlebt. Nirgends, wenn er in den Briefen von der Heimat spricht, klingt ein Ton der Sehnsucht hindurch. Nicht nur die Leute, auch die norwegische Landschaft, die engen, schmalen Fjorde fürchtet er. Wie ein Refrain kehrt in den Briefen an die Freunde die Aufforderung wieder, sich aus der Enge, der öden Langeweile Norwegens hinaus zu retten in den Bereich der alten europäischen Kultur. Zu Hause, schreibt er noch im Jahre 1885 an Björnson, sei ihm alles so verleidet, daß er dort unmöglich werde dichten können. Als er endlich, ein Siebziger, zurückkehrte, hat er freilich rüstig weiter gearbeitet, doch er fühlte sich als Fremder. „Hier oben“, heißt es in dem letzten Gruß an Brandes, „an den Fjorden habe ich ja das Land meiner Geburt. Aber — Aber — Aber: Wo finde ich das Land meiner Heimat? Was mich am meisten anzieht, ist das Meer —“

Schweigsam wie in den Briefen soll Ibsen auch in Gespräch gewesen sein. Er liebte die verschlossenen Türen. Aber vielleicht hat er das Innerste, Persönlichste, sein und seiner Dichtung Bild, wie es der eigenen Betrachtung sich darstellte, den Blättern eines Tagebuchs anvertraut und redet noch einmal in seinem Nachlasse zu uns? Es lebt kein Dichter, von dem man so viel wissen möchte wie von ihm.
Conrad Schmidt.

Aus dem Musikleben.

Nun ist eines jener Ereignisse vor sich gegangen, die eigentlich nur dadurch Ereignisse sind, daß man sie als solche erwartet. Vorgestern (Montag) wurde im fünften der großen Philharmonischen Konzerte, der sogenannten Nilisch-Konzerte, das neue Werk „Symphonia Domestica“ Op. 53 von Richard Strauß mit dem voraussehenden Sturmbeifall hier zum ersten Male aufgeführt. Wenn der Referent um ein abgetürztes Endurteil gebeten wird, so muß er sagen: „Hochachtung vor der in diesem Werke stehenden großen Kunst und Kunstfertigkeit! Aber froh war ich doch, als es zu Ende ging.“

Das sogenannte Zeitalter der Technik macht sich auch auf Gebieten bemerkbar, auf denen man dies zunächst nicht erwarten möchte. In der Tonkunst ist es bereits dadurch der Fall, daß wirklich das Technische, also die Beherrschung aller sogenannten Mittel, obenan steht. Doch nicht nur dies. Wir erkennen unser technisches Zeitalter auch darin, daß heutzutage so viele Außenwerke des mensch-

lichen Lebens außerordentlich hoch entwickelt sind, während sozusagen die Innenwerke es weniger sind oder sogar verflümmern. Den eigentlichen menschlichen Gütern geht es heutzutage nicht am besten. So nun auch in der Musik. Die Beherrschung alles dessen, was dazu dienen soll, die eigentlichen Hauptfachen zu erweitern, näher auszugestalten usw., ist auf eine kaum mehr überbietbare Höhe gestiegen. Wo es aber gilt, den entscheidenden Kern des künstlerischen Wirkens zu treffen, dort ist die Meisterschaft geringer. Die sogenannten Klassiker waren in Nebendingen oft geradezu leichtfertig, meistens recht handwerksmäßig, und dergleichen mehr; dort aber, wo es die Hauptpunkte galt, vor allem in der tiefgreifenden und energisch padenden thematischen Erfindung, dort hatten sie (Richard Wagner eingeschlossen) ihre höchste Höhe.

Richard Strauß ist uns auch in dem neuen Werke so erschienen, wie wir ihn vor früher her kennen. Unglaublich, was der Mann da alles kann, wenn es gilt Themen ineinanderzuarbeiten, aparteste Klänge hervorzubringen usw. Am höchsten steigert sich diese Virtuosität, und am meisten nähert sie sich dem, was wir sonst vermüssen, in humoristischen Färbungen der Komposition, wie uns denn von früheren Arbeiten des Komponisten sein „Eulenspiegel“ und sein „Don Quichote“ in besonders guter Erinnerung sind. Das neue Werk will etwas wie eine sinfonische Dichtung vom Familienleben sein und ist „Meiner lieben Frau und unserem Jungen gewidmet“. Es treten drei Themen des Mannes, zwei der Frau und eines des Kindes auf — das letztere unseres Erachtens am sympathischsten. Dann kommen unter den bekannten Titeln eines Scherzo, eines Adagio und eines Finale verschiedene Vorgänge und Zustände, wie Eltern-glück, Schaffen und Schauen, Erwachen und lustiger Streit usw. Wenn nun hinterher der Komponist aufträte und sagte: Ihr habt gar nicht gemerkt, daß ich Euch angeführt habe, indem ich die Reihenfolge der Teile im Programm änderte, im Werk aber nicht (oder umgekehrt), so würden wir das ganz begreiflich finden. In einer Zeit, in der man hier und da den Spatz einer Abstimmung des Publikums über den Wert des Gehörten verjucht, könnte man wahrlich auch den Spatz machen, eine solche Programm-Musik ohne Angabe von Titel und Programm aufzuführen und das Publikum abstimmen zu lassen, was denn das eigentlich bedeuten solle. In unserem Fall würde vielleicht eine Majorität von Stimmen dafür votieren, daß es sich um ein Volksfest handele, etwa mit Narrentänzen usw. Allerdings kennt man schon lange diese Unzulänglichkeit des bestimmten oder angeblich bestimmten musikalischen Ausdruckes. Richard Strauß hat wenigstens den Hörer nicht durch ein ins einzelste gehendes Programm festlegen wollen. Aber auch so bleibt genug Ungewißheit übrig, daß man sich immer wiederum erinnern muß, wie sehr neben den Ähnlichkeiten zwischen der Musik und einem sogenannten „Inhalt“ auch die unüberwindlichen Verschiedenheiten walten. Ob nun der Künstler mehr oder weniger Ehrgeiz hat, diese Verschiedenheiten, mithin also die eigene Sprache der Musik, zur obersten Geltung zu bringen, scheint uns für die geschichtliche Entwicklung der Musik wichtig zu sein. Und vielleicht bezeichnet gerade dieses Werk einen Gipfel, auf den die Programm-Musik überhaupt die moderne Musik so hinaufgekommen ist, daß sie sich droben überschlägt.

Wie Herr Nilisch dirigiert, das ist auch modern technisch: ausgezeichnet, aber von der eigentlichen künstlerischen Sprache hört man gerade das am wenigsten, wozu nicht einmal viel Aufgebot von Routine nötig sein würde.

Suchen wir ruhigere und einfachere Erscheinungen auf, so kann es uns allerdings so gehen, daß wir etwas allzutief in eine Wieder-meier-Gesellschaft hineingeraten. Zwar nicht meier, aber wieder spielt das „Holländische Trio“, und es nimmt mit seinen neuen populären Sonntags-Soiréen ein großes Verdienst auf sich; spielt auch wirklich gut, nur eben etwas sehr zahm. Ein neues Klaviertrio Op. 58 von Hugo Kraun ist eine tüchtige Arbeit, der Hauptsache nach in älterer Weise, doch verlegt mit modernen rezitativischen Wendungen. Mitwirkung des bekannten Sängers Ludwig Wüllner in dem ersten Abend vom neulichen Sonntag. „Und mit starren Fingern singt er, was er kann.“

Inzwischen halten sich unsere beiden neuen Operntheater besser, als man ihnen nachsagt. Besonders erfreulich war im Theater des Bestens die Wiederaufnahme der Operette „Don César“ von Rudolf Dellinger (geb. 1857; ist oder war Kapellmeister in Hamburg). Auch ein Werk aus jener Zeit, in der man noch nicht durch alles mögliche Um und Auf Hauptfachen zu erleben suchte. Eine erfreuliche Musik, die allerdings in den mehr ariosen und coupletartigen Stücken sehr sinkt; das Ganze mit einem Hauch des Cécilien. Ueber manches andere, wie z. B. über das weitere Gastspiel des großen Künstlers d'Andrade, würde noch manches zu sagen sein. Dringend nötig scheint es uns, die verhältnismäßig nicht geringe Zahl von hervorragenden Sanges- und Spielkräften zu rühmen, die sich jetzt an beiden Theatern finden, obwohl hinwieder manchmal die Gesamtheit eine stärkere Hand über sich brauchen würde. Um wenigstens einen Namen zu nennen, so sei vom Theater des Bestens Paula Linda erwähnt, besonders wegen ihrer bemerkenswerten Gesangskunst.

Daß wir dies oder jenes in unsere Zeilen nicht mit aufnehmen, ist allerdings ebenfalls ein wichtiger Bestandteil dessen, was wir zu sagen haben. —